



SOZIALDEMOKRATISCHER PRESSEDIENST

BONN, Friedrich-Ebert-Allee 170
Fernsprecher 21881-83
Fernschreiber 0886890

2/XII/99 -- 30.4.1957

Hinweise
auf den Inhalt:

Nach der Pressekonferenz des Außenministers	S. 1
Abrüstung und "verdünnte Zone"	S. 3
Zu den Betriebsrätewahlen	S. 4
Das Tagbuch von Hiroshima (I)	S. 6

Die grosse Verwirrung

sp- Die Bundesregierung hat am Montag Nachmittag vor der Presse in Bonn durch ihren Außenminister Heinrich von Brentano verkünden lassen, dass Massnahmen über die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen gegenstandslos seien. Jedenfalls - so meinte der Herr Außenminister - bestehe nicht die Absicht, die Bundeswehr mit taktischen Atomwaffen auszurüsten. Wenn es in den nächsten zwei Jahren allerdings keine Fortschritte in den Bemühungen um eine allgemeine Abrüstung gebe, würde wahrscheinlich die Anpassung der Bewaffnung an die moderne Entwicklung auch für die Bundeswehr unabwendbar sein.

Damit hat die Bundesregierung ihre schon seit längerer Zeit geäusserte Absicht - die Bundeswehr ebenfalls in den atomaren Rüstungssog hineinzuziehen - in unschriebener Form noch einmal bestätigt.

Interessant, und für die in der bundesrepublikanischen Politik herrschende Verwirrung bezeichnend, ist nun die Reaktion zahlreicher ausländischer Korrespondenten auf die Pressekonferenz des Herrn von Brentano. So berichtet z.B. der konservative "Daily Telegraph" von einer "plötzlichen Abkehr von der bekannten Politik" und meint, dass die sowjetische Note wohl ihren Zweck erfüllt habe. "Wahrscheinlich ist es jedoch eine Widerspiegelung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Die öffentliche Meinung wurde durch den jüngsten Protest der 18 Atomwissenschaftler in Göttingen gegen die deutsche atomare Wiederbewaffnung und durch den Appell Dr. Schweitzers an die Welt gegen weitere Kernwaffenversuche stark beeinflusst."

Auch der Bonner Korrespondent des liberalen "News Chronicle" sieht

in den Ausführungen von Brentano vor der Presse eine "plötzliche Kehrtwendung der Regierung". Die einzige Erklärung, die dieser Korrespondent hierfür sieht, "ist der wachsende Widerstand der öffentlichen Meinung in Deutschland..." "Die CDU Adenauers ist verzweifelt darum bemüht, bei den Wahlen nicht als die Partei der Atomrüstung bezeichnet zu werden."

Sicher haben die Korrespondenten der genannten ausländischen Zeitungen noch einige Äußerungen Adenauers, des Verteidigungsministers und des Außenministers im Gedächtnis gehabt, als sie nach der Montag-Pressekonferenz des Herrn von Brentano meinten, eine "plötzliche Kehrtwendung der Regierung" feststellen zu können. Tatsächlich hat der Bundeskanzler noch am 22. März vor der Bundespressekonferenz in Bonn erklärt, dass "in der durch den britischen Truppenabzug veranlassten Umrüstungsdiskussion auch die gemeinsame europäische Atomwaffenproduktion unter deutscher Beteiligung zur Diskussion steht." Am gleichen Tage hat Bundesverteidigungsminister Strauss auf einer Versammlung in Kiel dagegen polemisiert, "dass man der Bundeswehr zumute, ohne Atomwaffen auszukommen. Die Bundeswehr werde auch mit Fernraketen ausgerüstet werden, denn das liege im Zuge dessen, was man Umrüstung nennt."

Herr Außenminister Heinrich von Brentano, der gleiche Mann also, der am Montag vor der Bonner Presse beinahe mit Entrüstung die "Unterstellung" zurückgewiesen hatte, die Bundeswehr solle mit Atomwaffen ausgerüstet werden, meinte ebenfalls Ende März: "Die Bundesregierung verlangt nicht mehr an Atomwaffen, als die politische und militärische Lage erfordert."

Man könnte die Reihe der Zitate von Mitgliedern der Regierung über eine beabsichtigte atomare Ausrüstung der Bundeswehr noch verlängern. Diese Kostproben mögen genügen, um das Erstaunen der ausländischen Korrespondenten in Bonn über die Ausführungen des Herrn Bundesaußenministers auf der Pressekonferenz am Montag verständlich zu machen...

Nun wird man in Deutschland, aber auch im Ausland, Betrachtungen über die Glaubwürdigkeit der Regierung Adenauer und ihrer Sprecher anstellen. So gesehen werden die Widersprüche, in die sich diese Regierung in einer entscheidenden Lebensfrage unseres Volkes ständig verwickelt, zu einem Problem, das nicht nur die Regierung selbst angeht. In zunehmendem Masse kompromittiert diese Regierung nämlich auch das von ihr regierte Volk. Die Opposition wird daher laut und vernachlässigt bei der kommenden Atomdebatte im Bundestag feststellen müssen, dass die Regierung Adenauer nicht mehr die Bevölkerung der Bundesrepublik hinter sich hat. Auf keinen Fall in der Frage der atomaren Ausrüstung Deutschlands!

* * *

Unmögliche Situation

sp- Die aus London kommende Nachricht, die Westmächte hätten es auf der Abrüstungskonferenz abgelehnt, die Begriffe "Zone begrenzter Rüstung und Kontrolle" und "Wiedervereinigung Deutschlands" voneinander zu trennen, klingt zunächst recht positiv. Selbstverständlich wird niemand in Deutschland sogenannte "verdünnte Zonen akzeptieren, wenn damit nicht gleichzeitig die Wiedervereinigung als "Preis" eingehandelt wird. Die andere Frage, nämlich, ob man durch eine Diskussion über die "verdünnte Zone" endlich zu einem erfolversprechenden Gespräch über die Wiedervereinigung mit den Russen gelangt, ist noch nicht ausdiskutiert; sie kann vielleicht in absehbarer Zeit Gegenstand neuer Verhandlungen werden.

Merkwürdig muss es uns in Deutschland jedoch berühren, wenn wir hören, dass bei den Abrüstungsgesprächen in London auch ein jüngst vom Bundeskanzler gemachter Vorschlag eine Rolle gespielt haben soll. Der Vorschlag, dass man den Russen das Einverständnis der Bundesregierung zur Entmilitarisierung der jetzigen Sowjetzone - bei Beibehaltung der vollen Militarisierung der Bundesrepublik - als Beitrag zur Diskussion über die "verdünnte Zone" anbieten soll. Bundeskanzler Dr. Adenauer hat eine entsprechende Andeutung allen Ernstes in seiner letzten Pressekonferenz in Bonn gemacht.

Die Bundesregierung spielt zur Zeit wieder einmal ein merkwürdiges Spiel. Sie redet von allgemeiner Abrüstung, lässt einzelne ihrer Sprecher geheimnisvoll sogar das Problem der Neutralisierung Deutschlands ansprechen und rutscht auf Formulierungen zur atomaren Aufrüstung der Bundesrepublik herum, die jede für sich einen Widerspruch enthalten. Wenn jetzt noch die kuriose Vorstellung hinzukommen sollte, man könnte die Russen durch eine entmilitarisierte Sowjetzone zu einem Gespräch über die Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit bringen, dann wäre - wie man gelegentlich sagt - die letzte Klarheit beseitigt.

Deshalb muss noch einmal daran erinnert werden, dass die Frage der deutschen Wiedervereinigung nur dann mit Aussicht auf die Entwicklung zu ernstzunehmenden Verhandlungen aufgerollt werden kann, wenn sich die Bundesregierung endlich dazu bereit erklärt, den militärischen Status Gesamtdeutschlands zur Diskussion zu stellen. Hier ist das Kriterium dafür, ob diese Bundesregierung noch einen Anspruch darauf hat, ernstgenommen zu werden. Wenn sie dieser alten Forderung der Opposition immer wieder ausweicht, manövriert sie sich und das deutsche Volk in eine unmögliche Situation.

Howaldt - ein Sonderfall

ler. Bei den Betriebsratswahlen der Kieler Howaldt-Werke sind acht ehemalige Mitglieder der verbotenen kommunistischen Partei als Betriebsräte gewählt worden - auf die Sozialdemokraten entfielen 13 Mandate, zu denen noch vier Sympathisierende kommen, sie stellen also wie bisher die weitest überwiegende Mehrzahl der Sitze. Der relativ hohe Anteil von Kommunisten im neuen Betriebsrat hat nun einige Zeitungen alarmiert und sie zu Bemerkungen veranlasst, die nicht widerspruchslos hingenommen werden können, da sie der Wirklichkeit nicht entsprechen.

Dieses Kieler Ergebnis steht mehr oder weniger für sich allein da, es ist nicht repräsentativ für die Stimmung der Arbeiterschaft in den industriellen Grossbetrieben. Wer auf Grund dieser Betriebsratswahl behauptet, den nun verbotenen Kommunisten wäre ein tiefer Einbruch in die Reihen der Arbeiterschaft gelungen, geht an den Tatsachen vorbei. Eine dieser sehr überzeugenden Tatsachen ist, dass die deutschen Arbeitnehmer in ihrer grossen Mehrheit den Kommunisten die Gefolgschaft versagen und vor den Verlockungen des Linksextremismus ^{immun} sind. Das Hauptverdienst für diese erfolgreiche Abwehr fällt den Sozialdemokraten zu, sie bilden die Kraft, an der die kommunistische Infiltrierung scheitert.

Einige wenige Beispiele, die sich beliebig vermehren liessen, bezeugen dies.

Bei den diesjährigen Betriebsratswahlen Opel-Rüsselsheim, einst einer kommunistischen Hochburg, erhielten die Sozialdemokraten 20 Sitze, die Kommunisten nur einen. Sie verloren bei dieser Wahl acht Sitze, ein eindrucksvoller Beweis ihres politischen und moralischen Bankrotts. Bei Bayer - Leverkusen - wurde der letzte Kommunist hinausgewählt, auf die Sozialdemokraten entfielen 25 von insgesamt 55 Sitzen. Auch das Ergebnis der Betriebsratswahlen auf der Deutschen Werft, Hamburg, spricht eine klare Sprache. Hier verdoppelten die Sozialdemokraten ihre Mandate von acht auf 16, während der kommunistische Anteil von zehn auf drei Mandate zurückfiel. Zur Erinnerung seien noch die vor einiger Zeit stattgefundenen Wahlen in der Westfalenhütte nachgerufen. Hier stieg die sozialdemokratische Mandatszahl von sieben auf 18, während den früheren Kommunisten von ihren 16 Sitzen nur noch vier verblieben. Dieses wirklich sensationelle Ergebnis ist umso aufschlussreicher, als gerade in diesem Betrieb, einem der grössten des Ruhrgebietes, die Kommunisten, unterstützt von Pankow, ihre Bemühungen auf die Erhaltung

ihrer Position konzentrierten - eine Position, die sich nicht halten liess, weil der deutsche Arbeitnehmer in den Kommunisten die Vertreter anderer und nicht der Arbeitsinteressen sieht.

So bleibt Howaldt-Kiel ein Sonderfall. Er erklärt sich aus der besonderen Situation, die sich nach dem nicht ganz befriedigenden Ergebnis des grossen Metallarbeiterstreikes in Schleswig-Holstein ergeben hat. Das Ziel dieses längsten Straiks in der deutschen Nachkriegsgeschichte war die Gleichstellung der Arbeiter mit den Angestellten im Krankheitsfall. Es wurde nicht ganz erreicht. Das Grundgesetz sieht gleiches Recht für alle vor. Auf einem entscheidenden Gebiet ist der Arbeiter hier benachteiligt, ein Recht wird ihm vorenthalten, auf das er Anspruch erhebt und das ihm um des sozialen Friedens willen nicht länger verweigert werden darf. Der Unmut der Kieler Werftarbeiter machte sich hier in der Wahl von ehemaligen Kommunisten Luft, die es wohl verstanden, sich ihm zunutze zu machen. Aber mit einer Sympathie für die Kommunisten hat dies freilich nichts zu tun.

Für die Bonner Regierung und für den Bundestag sollte der Sonderfall Howaldt-Kiel allerdings Ansporn sein, den Gesetzentwurf über die Lohnfortzahlung für Arbeiter im Krankheitsfälle recht bald zu verabschieden. Seit zwei Jahren liegt er den zuständigen Gremien vor, eine nochmalige Verzögerung lässt sich nicht mehr verantworten. Bekanntlich wurde der Metallarbeiterstreik auf Grund von eindeutigen Versicherungen höchster Regierungsstellen, auf eine baldige Verabschiedung dieses Gesetzentwurfes hinzuwirken, beendet; die deutschen Arbeitnehmer warten auf die Erfüllung dieser Zusage, für sie bedeutet sie die Verwirklichung eines unverzichtbaren Rechtes. Es ihnen nochmals zu verweigern, gibt denen Auftrieb, denen soziale Missstände geradezu willkommen sind, um im Trüben zu fischen.

Die Betriebsrätewahlen dieses Jahres zeigen aber auch noch ein anderes Bild. Für die sogenannten "christlichen" Gewerkschaftsspalter gibt es in der deutschen Arbeitnehmerschaft keinen Boden, hier teilen sie das Los mit den Kommunisten. Die Arbeitnehmer wissen die ruhige sachliche Arbeit des DGB wohl zu würdigen und im gewerkschaftlichen Einheitsgedanken erblicken sie die beste Sicherung ihrer Interessen. So setzt sich der Betriebsrat des Volkswagenwerkes Wolfsburg aus 26 Vertretern der IG-Metall zusammen, während die GGD trotz höchster Förderung nur drei Mandate erhielt. Bei den Betriebsrätewahlen im Bergbau und bei den vorjährigen Personalratswahlen bei Post und Eisenbahn erlitten die Gewerkschaftsspalter noch schmerzlichere Niederlagen, hier sind sie fast völlig von der Bildfläche verschwunden. + + + - 6 -

Vorspiel zur Apokalypse (I)

Der Verfasser, Dr. Michihiko Hachiya, war Leiter und Chefarzt des Post- und Telegraphenkrankenhauses von Hiroshima. Er wurde beim Abwurf der ersten amerikanischen Atombombe auf die Stadt schwer verletzt und entschloss sich erst vor kurzem, sein "Tagebuch" zu veröffentlichen. Innerhalb eines Sekundenbruchteils forderte die Bombe rd. 240 000 Menschenleben und verwandelte die "Stadt der Wasser", wie sie die Japaner nennen, in ein einziges Trümmermeer, Nachstehend ein Auszug.

6. August 1945

Es war in den frühen Morgenstunden. Der Tag versprach ruhig und sonnig zu werden. Ich blickte über meinen Garten hinweg nach Süden durch die weit geöffnete Tür meines Hauses. Nur mit Hose und Unterhemd bekleidet lag ich, ermattet von einer schlaflosen Nacht, hingestreckt auf dem Parkett meines Zimmers. Ich hatte Nachtdienst im Krankenhaus gehabt, unterstützt von dem Personal, das für den Fall von Luftangriffen Bereitschaftsdienst versah. Plötzlich wurde ich von einem blitzartigen Feuerchein geblendet, dem ein zweiter unmittelbar folgte. Es ist wirklich sonderbar, wie sich ganz bestimmte Einzelheiten ins Gedächtnis eingraben. Ich erinnere mich ganz genau, dass ich hinten im Garten eine steinerne Laterne aufleuchten sah, und ich fragte mich, ob dieser Widerschein wohl von einem Magnesiumfunken oder von einer Strassenbahn herrühren mochte, die gerade in der Nähe vorbeifuhr. Die noch einen Augenblick zuvor leuchtende Vision ward dunkel und grau. Durch die Staubwolken hindurch, die von einem plötzlichen Windstoss emporgewirbelt wurden, konnte ich kaum die hölzerne Säule wahrnehmen, die eine Ecke des Hauses stützte. Sie begann, sich gefährlich zur Seite zu neigen, und das ganze Dach schwankte in beunruhigender Weise.

Durch eine instinktive Reflexbewegung veranlasst, versuchte ich zu entfliehen, aber ein paar Steinbrocken versperrten mir den Weg. Tastend ging ich vorwärts, erreichte das Treppengeländer und ging hinunter in den Garten. Im gleichen Augenblick hielt ich inne, wie gelähmt von einem unüberwindlichen Schwächeanfall. Zu meiner Verblüffung stellte ich mit einemmal fest, dass ich vollkommen nackt dastand. Wie merkwürdig! Wo waren denn meine Hose und mein Unterhemd geblieben?

Von panischem Schrecken erfasst

Was war denn überhaupt passiert? Meine ganze rechte Seite war mit Schnittwunden übersät, die heftig bluteten. Inmitten eines grossen blauen Fleckens auf meinem rechten Oberschenkel stak ein dicker Holzsplitter und ein fader Geschmack lag auf meiner Zunge. Als ich in Gedanken an meine Wange fasste, merkte ich, dass sie abgerissen war und dass meine Unterlippe halb herunterhing. In meinem Hals war ein grosses Stück Glas hineingeraten. Ich zog es in aller Ruhe heraus und hielt es betrachtend in meiner blutigen Hand mit der Gleichgültigkeit, die ein durch einen so heftigen Schock gefühllos gewordenes Wesen zur Schau zu tragen pflegt.

Und meine Frau? Von panischem Schrecken gepackt begann ich mit einmal aufzuschreien und nach ihr zu rufen:

"Yacko-San? Yacko-San! Wo bist Du?"

Aus meinem Hals schoss ein Blutstrom hervor. Obwohl meine

Schlagader gerissen war? Sollte ich etwa verbluten?

"Eine 500 Tonnen schwere Bombe! Yacko-San! Wo bist du? Eine Bombe von 500 Tonnen ist abgeworfen worden!"

Leichenblass und wie von Sinnen, mit heruntergerissenen und blutbefleckten Kleidern tauchte AYacko-San plötzlich inmitten der Trümmer unseres Hauses auf. Mit einer Hand hielt sie stützend einen ihrer Ellbogen. Als ich sie endlich erblickte, wurde ich ruhiger; mein eigener Schrecken liess nach und ich versuchte, ihr Mut zuzureden.

"Hab' keine Angst", sagte ich zu ihr. "Das allerwichtigste ist jetzt erst einmal, dass wir so schnell wie nur möglich von hier wegkommen."

Sie nickte zustimmend mit dem Kopf und ich forderte sie mit einer Handbewegung auf, mir zu folgen. Der kürzeste Weg, um auf die Strasse zu gelangen, führte übers Nachbarhaus. Wir überquerten die Strasse rennend; immer wieder stolperten wir über etwas, dass wir die Länge nach hinfielen, wieder aufstanden und witterrannten, als mein Fuss an etwas Weiches stiess. Beim Wiederaufstehen sah ich, dass ich über einen Menschenkopf gestolpert war.

"Verzeihung, mein Herr! Oh, verzeihen Sie!" stammelte ich voller Entsetzen. Ich bekam keine Antwort. Der Mann war tot. Der Kopf gehörte einem jungen Offizier, dessen Körper zwischen einem auf ihm liegenden Eisengatter festgeklemmt war. Wie versteinert blieben wir stehen und im selben Augenblick begann das gegenüber stehende Haus zu wanken, um sogleich fast vor unseren Füessen einzustürzen. Gleichzeitig schwankte unser eigenes Haus hinter uns und binnen weniger Sekunden stürzte es inmitten einer Wolke von Staub in sich zusammen. Wie Kartenhäuser fielen die Häuser um uns herum ein oder schwankten inmitten des Chaos. Aus den Trümmern züngelten Flammen empor und griffen um sich, von einem immer heftiger werdenden Wind angefacht.

Auf dem Weg zum Krankenhaus

Wir lenkten unsere Schritte zum Krankenhaus hin. Wir waren verletzt und ausserdem hielt ich es für eine Pflicht, bei meinen Mitarbeitern zu sein. Der letzte Gedanke war geradezu absurd. Wie konnte ich, verwundet wie ich war, irgendwie von Nutzen sein? Mir fehlten die Kräfte und ich litt unter entsetzlichen Durst. Völlig nackt ging ich meines Weges und obzwar ich keinerlei Scham empfand, war ich dennoch verwirrt als ich bemerkte, dass mein ganzes Schamgefühl verschwunden war. Wir stiessen auf einen Soldaten, der mitten auf dem Strassenpflaster aufrecht dastand; es sah aus, als habe er den Verstand verloren. Über seinen Schultern hing ein Handtuch. Ich bat ihn, es mir zu überlassen, damit ich meine Blösse bedecken konnte. Ohne auch nur ein Wort zu sagen, reichte der Soldat mir das Handtuch. Ein wenig weiter verlor ich es und Yacko-San musste sich die Schürze losbinden, damit ich mir sie umhing.

Verzweifelt langsam gingen wir weiter. Meine Beine weigerten sich, mich zu tragen; ich hatte weder die Kraft noch den Willen zum Weiterlaufen und ich bat meine Frau, obwohl sie genau so schwer verletzt war wie ich selbst, voraus zum Krankenhaus zu gehen, damit sie Hilfe für mich hole. Yacko-San folgte meiner Bitte. Sie beugte sich über mich und blickt mich von oben bis unten an. Ohne ein Wort zu verlieren, setzte sie ihren Weg fort und entschwand, wie von einem undurchsichtigen Nebel ver-

30.4.1957

schluckt, schliesslich meinen Blicken. In jenem Augenblick herrschte völlige Nacht. Von meiner Frau getrennt, überfiel mich ein Gefühl unendlich trostloser Einsamkeit.

Ich musste wohl die Besinnung verloren haben, als ich am Strassenrand dalag, denn das einzige, woran ich mich nachher noch erinnerte, war, dass der Schorf an meinem Bein abgegangen war und dass das Blut wieder floss. Ich legte meine Hand auf die Wunde. Kurz danach hörte das Bluten auf und ich fühlte mich besser. Ich versuchte weiterzugehen; meine Bewegungen waren erschreckend langsam, aber mein Hirn arbeitete lebhaft.

Inmitten des Dämmerlichtes konnte ich dunkel die Umrisse des Post- und Telegraphenamtes unterscheiden - ein grosses Betongebäude, hinter dem das Krankenhaus lag. Ich schöpfte neuen Mut als ich sah, dass mich bald jemand finden und dass, sollte ich tatsächlich hier mein Leben aushauchen, man sich meines Leichnams annehmen werde.

Furchtbare Brandwunden

Ich gewährte mir einige Augenblicke des Ausruhens. Gleich einer Geisterprozession begannen vor mir die Menschenschatten vorüberzuziehen. Einige schienen von entsetzlichen Schmerzen gepeinigt zu sein; sie schritten mit nach vorn gehaltenen Armen langsam ihres Wegs. Diese Silhouetten verursachten in mir eine starke Unruhe, bis ich endlich begriff, dass es sich um Menschen mit entsetzlichen Brandwunden handelte, die vermeiden wollten, dass sich ihre Glieder am blossen Fleisch ihrer Körperseite rieben und ihre Schmerzen dadurch nur noch ärger würden. Mitten im Nebel tauchte eine nackte Frau, ein Kind in den Armen haltend, auf; ich wandte meinen Blick von ihr ab. Ob sie wohl gerade aus dem Bad gekommen sein mochte? Aber gleich darauf sah ich einen gleichfalls völlig nackten Mann und da bemerkte ich erst, dass ihnen dasselbe passiert war wie mir: Irrend etwas Un erklärliches hatte ihnen die Kleider vom Leibe gerissen. Ein ältere Frau fiel an meiner Seite nieder. Ihr Antlitz war schmerzverzerrt, aber über ihr Lippen kam nicht ein einziger Laut. Alle, die ich erblickte, hatten eines gemeinsam: Sie glichen Geistern, denn all' ihre Bewegungen und Gesten erfolgten inmitten völligen Schweigens. Zusammen gingen wir langsam Schrittes auf das Krankenhaus zu.

Die mir zugeteilte Krankenschwester, Fräulein Kado, bepinselte meine Wunden mit Jodtinktur, ohne dass sie sich durch meine Schmerzensschreie von ihrer Tätigkeit abhalten liess. Ich musste die Qualen wohl oder übel über mich ergehen lassen. Plötzlich war das Krankenhaus von einer Rauchwolke eingehüllt. Von überall her erscholl der Ruf "Feuer! Feuer!"; es war wie in einem Irrenhaus. Das bis dahin herrschende beängstigende Schweigen war mit einemmal gebrochen und ich vernahm die Stimmen meiner Kollegen, die die Räumung des Gebäudes anordneten. Ein glühendes Holzstück fiel auf meinen Knöchel. Ich konnte nichts weiter tun, als es mit der Hand wegzunehmen. Wir wurden in den Garten des Post- und Telegraphenamtes gebracht. Die Hitze, die die brennenden Gebäude ausstrahlten, war atemberaubend. Es gab nur eine einzige Hoffnung auf Rettung: aus dem Garten zu verlassen. Diejenigen, welche noch allein laufen konnten, ergriffen die Flucht; alle anderen verbrannten bei lebendigem Leibe.

Die ganze Stadt brennt

Ohne meine treuen Freunde wäre ich auch dort elendiglich umgekommen, wären sie mir nicht abermals zu Hilfe gekommen, um mich auf meiner Tragebahre bis zum Haupteingang zur Amte auf der anderen Seite des Gebäudes

zu bringen. Dort befanden sich bereits einige Verletzte - unter ihnen auch meine Frau.

Von allen Seiten züngelten die Flammen empor; von einem orkanartigen Wind angefacht, sprangen sie von einem Gebäude auf das andere über. Das Gelände vor dem Post- und Telegraphenamt, auf dem wir uns befanden, war wie eine Oase inmitten des Flammenmeeres und wir hätten die fürchterliche Hitze nicht überstanden, hätte man uns nicht ständig mit einem Wasser-schlauch besprngt. Die kalte Dusche bereitete meinen letzten Kräften ein Ende. Ich begann zu schaudern und zu zittern; mein Herzschlag wurde immer schwächer und immer saner. Vor meinen Augen wirbelte alles durcheinander. "Jetzt geht's zu Ende", murmelte ich vor mich hin.

Als ich wieder zu mir kam, fühlte Dr. Sasada meinen Puls. Meine Krankenschwester, Fräulein Kado, verabreichte mir eine Spritze. In dicken Tropfen begann es zu regnen. Einige vor uns glaubten, es werde ein gewitter herabzubrechen, das die Flammen erstickte. Aber diese Regentropfen waren launisch. Es fielen ein paar, dann nochmals einige wenige, und das war alles. Die unverkennbare Stimme der Frau des Pförtners, Frau Saeki, rief mir zu:

"Mut, Doktor; das Feuer hört auf! Der ganze Norden der Stadt ist völlig ausgebrannt. Wir brauchen also nichts mehr zu befürchten".

Der Himmel blieb verharren, aber ich hätte überhaupt nicht sagen können, ob es nachmittags oder mittags, ob es derselbe oder schon der nächste Tag war. Die Zeit hatte ihren Sinn verloren. Alles, was ich erlebt hatte, hätte sich in einem einzigen Augenblick ereignen oder sich ebenso über die Eintönigkeit einer Ewigkeit hin erstrecken können. Hiroshima war keine Stadt mehr, sondern eine völlig ausgebrannte Wüste. Im Osten und Westen der Stadt war alles dem Erdboden gleichgemacht. Die Berge in der Ferne schienen näher als sonst zu liegen. Wie unendlich klein war jetzt Hiroshima, da alle seine Häuser zerstört waren!

Da rief irgend jemand: "Flugzeuge! Flugzeuge!"

War das denn möglich? Was blieb denn überhaupt noch zum Bombardieren übrig?

Da tauchte plötzlich Dr. Katsubé, Chefarzt für Chirurgie an unserem Krankenhaus, auf. Die Freude, ihn am Leben zu wissen, liess uns die Flugzeuge völlig vergessen. In den Armen von Freunden wurde ich in den noch verbliebenen Teil des Krankenhauses geschafft. Ich war völlig am Ende. Ich erinnere mich noch der Schmerzen, die ich erdulden musste, als man das Gesicht wieder zusammenplickte und meine Lippe nähte, aber keine der anderen vierzig Wunden habe ich noch im Gedächtnis, die mir Dr. Katsubé nähte und behandelte, bevor es Abend ward. Vor meiner neuen Unterkunft am Saen ich, dass die untergehende Sonne einen dunkel-purpurnen Schimmer verbreitete. Man hätte fast sagen können, dass die Feuersbrünste in der Stadt hätten mit ihren Flammen den ganzen Himmel beleuchtet. Mit diesem letzten Anblick schließ ich ein.

(Fortsetzung in der nächsten

* * * Ausgabe)